

# Aus den Kämpfen in Ostafrika.

Die Schlacht bei Tanga 4.—5. November 1914.

Von General v. Lettow-Vorbeck.

Als dem Oberst General v. Lettow-Vorbeck, dem Kommandanten der Ostafrikanischen Schutztruppe, die Nachricht von der Schlacht bei Tanga am 4. November 1914 zugetragen wurde, war er in der Nähe von Morogoro im Hinterland Ostafrikas.

Nach am Vormittag gab ich an Hauptmann v. Prince persönlich den Befehl, mit seinen drei Europäer-Kompanien nach Tanga hinauszurücken, um bei einem Angriff gegen die am Ostende des Ozeans liegende Ostafrikanische Schutztruppe ohne Beschlüsse einzuwirken. Schon fing ich an zu zweifeln, ob der Angriff am 4. November überhaupt noch stattfinden würde, als um 3 Uhr nachmittags ein Kaffari in seiner einfachen und schlichten Kleidung mit einem Koffer in der Hand und einem Koffer in der Hand und einem Koffer in der Hand...

und unserer Front einfiel, so kam sie doch noch vor Dunkelheit zum wirksamen Eingreifen. In wilder Flucht floh der Feind in beiden Richtungen davon, und unsere Maschinengewehre, aus Front und Flanke, konzentriert auf ihn wirkend, wühlten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. Mehrere Kaffari kamen freudlos herbei, über dem Rücken mehrere erbeutete englische Gewehre und an jeder Faust einen gefangenen Tabak. Die Handfesseln aber, die wir bei diesen Vorstößen, zum Gebrauch an deutschen Gefangenen, wann sie niemand von uns ihnen gegenüber an.

Man hielte sich diesen Augenblick vor: im dichten Walde, alle Truppenteile, wie ich sogar Freund und Feind durcheinander gemischt, die verschiedensten Sprachen durcheinander geschrien, und dazu die rasch hereinbrechende tropische Dämmerung, und man wird verstehen, daß die von mir angelegte Verfolgung gänzlich mißglückte. Ich hatte mich auf dem rechten Flügel befinden und schnell die zunächst erreichbaren Teile in der Richtung auf Was Rakone zu energischer Nachdrängen angeleitet. Dann habe ich mich auf den linken Flügel begeben. — Dort fand ich von unseren Leuten fast nichts vor; erst nach längerer Zeit hörte ich in der Nacht Schritte von den Hügeln einer Astaribestellung. Ich war froh, endlich eine Truppe zu haben, wurde aber etwas enttäuscht, als eine Abteilung des rechten Flügels unter Leutnant Langen war, die die Richtung auf Was Rakone verließ hätte und so auf unseren linken Flügel geriet. Aber nicht genug mit diesen Reibungen. Auf unerklärliche Weise glaubte die Truppe auf einen Kommandobefehl wieder in das alte Lager westlich von Tanga abzuziehen zu sollen. Erst im Laufe der Nacht gelang ich am Bahnhofs in Tanga Klarheit darüber, daß fast alle Kompanien dahin abmarschiert waren. Sie erhielten selbstverständlich Befehl zu sofortiger Rückkehr. Leider war hierdurch aber doch eine solche Verärgerung eingetreten, daß es nicht möglich war, die Gefährde der nachdrücklich eingetragenen Vortreibung noch in der Nacht bei Monatsfinstern gegen die Schiffe in Wirkung zu bringen.

Erst am Morgen des 5. November trafen die Truppen, deren starke Erstarrung ja bereits war, wieder an Tanga ein und befestigten im wesentlichen wieder die Stellung des vorigen Tages. Jetzt mit allen Kräften gegen die feindliche Einschließung bei Was Rakone vorzugehen, war nicht angebracht, da die dortige Gegend ganz überflüssig war und von den, beiden in unmittelbarer Nähe liegenden Kreuzern beherrscht wurde. Aber den starken Patrouillen und einzelnen Kompanien, welche zur Sicherung des Feindes auf Was Rakone vorgingen, gelang es doch, einzelne Abteilungen des Feindes, einige seiner Boote und auch das Dek des am Hospital liegenden Kreuzers überfliegend unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen. Im Laufe des Tages verläßt sich der Eindruck immer mehr, daß die Niederlage des Feindes getauft gewesen war. Zwar wurden die Verluste in ihrem vollen Umfange zunächst nicht bekannt, aber die vielen Stellen, wo Hunderte und wieder Hunderte von gefallenen Feinden sich häuften, sowie der Verwesungsgeruch, der unter der Einwirkung der tropischen Sonne auf der ganzen Gegend lag, gaben uns einen Anhalt. Wir schätzten den Verlust sehr vorläufig auf etwa 800 Tote, ich glaube aber, daß diese Zahl viel zu niedrig ist. Ein höherer englischer Offizier, der genau über die Einzelheiten unterrichtet war, hat mir später gelegentlich eines Besuchs, dessen englische Verluste er auf 1500 Mann ansetzt, gesagt, daß die Verluste bei Tanga ganz erheblich größer gewesen seien. Ich halte sie jetzt mit 2000 Mann noch für zu niedrig geschätzt. Früher noch war die moralische Einbuße des Feindes. Er fing keine an, an Geißel und Spurt zu glauben; noch nach Jahren und ist von englischen Offizieren danach gefragt, ob ihr bei Tanga befreite Bienen verdonnert hätten, aber ich kann hier wohl verateten, daß bei uns, bei einer Kompanie, im entscheidenden Moment alle Maschinen-

gewehre durch diese „befreierten Bienen“ außer Gefecht gesetzt wurden, wie also unter dieser Art der Dresse genau so gefallten haben wie die Engländer.

Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen und war es auch tatsächlich. In wilder Aufstreuung waren seine Truppen gelassen, Hals über Kopf in die Richtung geführt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus Gefangenenbefragungen und aufgefundenen offiziellen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, 8000 Mann stark, von unserem wenig über 1000 Mann starken Truppe so verheerend geschlagen worden war. Erst am Abend wurde uns die Größe dieses Sieges vollständig klar, als ein englischer Parlamentarier, Hauptmann Meinerichs, erschien und mit dem von mir erkauften Hauptmann v. Hammerlein über Auslieferung von Verbunden verhandelte. Hauptmann v. Hammerlein bezog sich in das Hospital, das mit schwererwundenen englischen Offizieren angefüllt war, und die genährte in meinem Namen, daß diese auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen uns kämpfen zu wollen, von den Engländern abgeholt werden dürften.

Die Reute an Waffen gefallte, mehr als drei Kompanien modern zu beschaffenden; die scheinbar erbeuteten Maschinengewehre waren und hierbei besonders willkommen. Der Geist der Truppe und das Vertrauen in die Führer hatte sich mächtig gehoben, und mit einem Schlag war auch ich von einem großen Teil der Schwerekräften befreit, die sich als hemmende Gewichte an die Führung hingen. Das dauernde Feuer der Schiffsgechütze, das in dem ganz unübersichtlichen Gelände wirkungslos gewesen war, hatte in den Augen unserer beiden Schwärme seine Furchtbare verloren. Die Materialbeute war erheblich; außer den 600.000 Patronen hatte der Feind kein gefoltes Telefongerät und so viele Verkleidung und Ausrüstung liegen lassen, daß wir auf mindestens ein Jahr unseren eigenen Ansehens, besonders an warmen Mänteln und wollenen Decken, genügen konnten. Die eigenen Verluste, so schwerlich auch an sich waren, so zahllos gering. Etwa 16 Europäer, unter ihnen auch der treue Hauptmann v. Prince, und 48 Kaffari und Maschinengewehrträger waren gefallen. Die Europäer wurden in einem wilden Kriegergrab unter dem Schutze eines prächtigen Bajonetts beigesetzt, was eine einfache Gedenktafel ihre Namen verzeichnet. Die Aufnahmen des Gefechtsfeldes und die Bestattung der Toten erforderte mehrere Tage angestrengter Arbeit für die ganze Truppe; die Strafen waren buchstäblich bei Gefallen und Schwererwundenen. In unbekannter Sprache sprach sie um Hilfe, die ich trotz heftigen Willens nicht immer gleich gewährt werden konnte.

Auf unserem innerhalb von Tanga gelegenen Hauptquartierplatz hatte unter männlichen und weiblichen Pflegerpersonal im Feuer auch der schwere Schiffsgechütze „freund und Feind gemischt“ vorgesetzt. Noch am Abend des 4. November hatte ich die Verbunden unter Aufbruch auf einem Entschluß lag, nur noch wenige Minuten zu leben hatte. — Der englische Leutnant Cool, vom 101. indischen Grenadier-Regiment, lag mit schwerem Verwundung da. Die Verwundung dieses frischen jungen Offiziers, der im Brennpunkt des Gefechts auf dem indischen linken Flügel in unsere Hände gefallen war, vermochte seine heitere Stimmung nicht zu beeinträchtigen. Mit dem Hauptteil der anderen Verbunden wurde er im Hilfszoolet Korporale von unserem besten Chirurgen, dem Stabsarzt Dr. Müller, Dreierleiher lang behandelt. Er ging bereits wieder umher, als ein unglücklicher Fall auf der Treppe leider zu tödlichem Ausgang führte.

übrig, als ich mit der ganzen Philosophie seines Vaterlandes zu umgürten. Aus einem Paradiese kann man und bei aller Misere doch nicht vertreiben: aus dem der Erinnerung an gewohnten Bild, und einen geistigen Genuß kann man uns doch nicht trüben: das Spiel der Einbildungskraft, die über Raum und Zeit hinweg sich ihre eigene innere Welt erschafft. Erinnerung und Phantasie, sie sind es, die uns in die ununterbrochen blühende, funkelnde Winterwelt des Hochgebirges versetzen, in eine Ruhe und Keinheit, der kein Mißton der aufgeregten Zeit etwas anhaben vermag. Ja, die Ruhe ist es zunächst, die an windstillen Wintertagen im Hochgebirge den stärksten Eindruck auf uns macht. Sie kommt schnell nur dem abgelenkten Großstädterherd wie östliche Stille vor. Bei längerem Aufenthalt zwischen den Bergen wird es für die Leiden, jenen Töne des großen Schneewalds allmählich empfindlich, vernimmt das Murmeln der von Eis überübten Gesteine, das Rauseln des von den Bäumen fallenden abtrocknenden Zweige und jene geheimnisvoll flügenden Laute, die der Jäger den „Schneeruf“ nennt, und deren Ursache nicht genau festgestellt werden kann. Und dann die wunderbare, hatterfreie Schöne- und Höhenluft! Ihr wohlthätiger Einfluß auf den menschlichen Organismus macht sich schon nach kurzem Aufenthalt in den Bergen bemerkbar. Auf dieser Erfahrung beruhte ja auch der Gedanke, gewisse Leiden nicht nur im Sommer, sondern ganz besonders auch im Winter in hochgelegenen Sanatorien unterzubringen. Der Plan fand anfangs festigen Widerstand. Lungenleiden, die man nach alter Gewohnheit bis dahin ausschließlich vor jeder Verheilung mit rauher Luft geschickt hatte und die nur an den schönsten Tagen ihre Stube verlassen durften, sollten auf einmal in die Schöne- und Höhenregionen verlegt werden? Das schien widerständig zu sein, und dennoch sollte die gute Weiterfolge den tüchtigen Neuetzen sein.

Es gibt in den Alpen freilich auch trübe, melancholische Tage, wenn der Schindwird über die Berge bläst, weißlich wallende Nebelwälder, von wenigen Schneeflecken durchsetzt, vor sich her wälzt und keinen Sonnenchein aufkommen läßt. Im allgemeinen aber überwiegen im Hochgebirge die klaren, sonnigen Tage mit ihrer unerschöpflichen Farbenpracht und dem Weiß in Weiß. Eine ewige Melodie, und doch mit einer Fülle von Variationen. Das für ein Künstler ist der Schnee, „Hand in Hand mit seinem Genossen, dem Regen!“ Wie in toller Karnavalstunne sehen die beiden den Dachfirsten, Pfosten und Säulen grotesk ziselmäßig auf, machen aus schrägen Telegraphenmasten fächerartige Behälter und aus Nebelwäldern phantastische weiche Riesen. Das im Sommer so lippige Unterholz des Waldes verschwindet jetzt gänzlich unter der weißen Laib, und nur hier und dort blickt sich ein Wäldchen, dessen hartiger Lauf inschwellen noch dem Frost widersteht, plattförmig und gurgelnd seinen Weg durch den Schnee. Es ist ein ästhetischer Genuß, sich in den Mikrokosmos der Schneegebirge zu versetzen, die zahllosen Eispforten ihrer Formen zu verfolgen. Vom Gintigheit kann da jeder ein liebesvoll nachpfeifendes Auge nicht die Rede sein, nicht einmal von Gintigheit der Farbe. Als in unserer Kunst vor einem Menschenalter der Impressionismus aufkam und einige Maler den Schnee gelb, violett und blau malten, wurden sie ausgelacht, sehr zu Unrecht, und auch nur von denen, die seinen richtigen Gebrauch von ihren Augen zu machen verstanden. Denn bei bestimmtem Lichtverhältnis nimmt der Schnee in der Tat scheinbar alle möglichen Farbtöne an, vom kumpfen Braun bis zum flammenden Gelb oder Rot, genau so, wie auch das Meer oder der Wäldchen in seiner Farbe von der Beleuchtung abhängig ist.

Am padenbüßen kommen die Kontraste der Erscheinungen des Zusammenstiehs von Schnee und Sonnenlicht in den hochgelegenen Winterorten der südlichen Alpen, etwa im Engadin und in den Dolomiten, zum Ausdruck. Neben dem von Schnee und Eis herrschende Schweiß paant sich da ein bereits ganz italienisch ammalender blauer Himmel. Die Rüste sind bitter kalt, die Sterne funkeln in wunderbarer Pracht, trübselig und schreiend klingt der Schnee unter den Tritten. Noch am Morgen wagt man sich nur in düsterer Vermutung hinaus. Aber hat erst, so um die letzte Stunde, der Sonnendall sein irdisches Schamkleid mit den wogenden Nebelwolken flüchtig befallen, so tritt, wie mit einem Schlag, eine Veränderung ein. Eine Flut von goldigen, warmen Licht ergießt sich über die eben noch so grauen Schneeflächen, die Quecksilberfäule des Thermometers flattert aufsteigend hoch, Lederzieher und Schal werden bald als überflüssig empfunden. Die mächtigen Eiszapfen an den Dächern, in ihrer massenhaften Gruppierung oft erstarrten Wasserfäden gleich, beginnen zu tropfen, um sich nachmittags, wenn die Sonne hinter den Bergen verschwindet und kalte Schauer die Wälder der Winterabende verweilen, aber neue zu bilden. Diese wenigen, aber von fast frühlingsmäßiger Sonnenwärme, von überfließendem blendendem Licht erfüllten Stunden mit ihrer stillen reinen Luft, ihrem leuchtenden himmelblauen haben etwas Wunderbar-Bekedendes, daß es wie harter Wein durch die Nerven rinnt. Sie brängen eine Fülle des Winterlich-Schönen und holen von Neujahr ab fast regelmäßig eine geläuteten hohe Schneedecke zur Beilegung von Winterport aller Art. Nach diesem Wort der Kräftigung und des Wohlbehagens ist, unferne untröste Gegenwart nicht doll, genau so, wie sie von Feuerangewandten, düstenden Heilkräutern, Pfannkuchen, Falschingsfreuden nichts wissen will. Sie legt dem Besuch von Winterorten und der Ausübung von Winterport im Gebirge so viele Hindernisse in Gestalt von Bergeleiden und Teuerung in den Weg, daß Gebirgsgehörige zur Zeit dergeßlich auf ihre früheren Stammgäste warten. Da bleibt also dem Schmerzgeprüften guten Deutschen nicht weiter

dermaßen, der Führer seines Volkes zu sein, und ihm bis zur Selbstaufopferung zu dienen. Aber der von der Vorlesung mit solcher Pflicht belehnte vereinigt in sich alle Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen des Volkes in höchster Vollendung und Weisheit. Und deshalb kann das Schicksal des Volkes nach den Zielen, die dem Herrscher vorgeschrieben, gelenkt und ganz selbstverständlich nur unter dem Gesichtswinkel jener Interessen beurteilt werden, die den Monarchen beherzigen.

Wilhelm II. war von nichts so durchdrungen als davon, daß legitimistische Gottesanbeter und die Religion — das heißt, sein eigener christlicher Glaube — die unangenehmste jeder Ordnung und Gerechtigkeit seien. Diese Lebenshaltung ist gewiß wie jede ethische Gesinnung im höchsten Maße achtenswert. Dem deutschen Kaiser aber wurde die zur Grundfrage der Politik, die Vereinigung und die Sympathie, die daraus entspringen, fürden ihm das Weltbild so sehr, daß er die realen Faktoren, die in den wirtschaftlichen Interessen und Machtverhältnissen lagen, überhaupt nicht wahrnehmen oder doch nicht geüßred einsehen konnte. Die in ihren Folgen überaus verhängnisvolle staatsrechtliche Politik des Kaisers ertürrt sich vor allem dadurch, daß er gelbe und weiße Haffe, Christentum und Buddhisimus, christlich als unüberbrückbare Gegensätze empfand. Es kam ihm niemals bei, daß andere Monarchen und insbesondere ihre Staatsmänner niemals anders empfinden konnten, und er hat wohl niemals geahnt, daß die Zeichnung, die Kaiserlich signierte und die die Völker Europas zur Wahrung ihrer legitimen Rechte aufrief, von ebenfalls christlichen Monarchen und gleichfalls christlichen Staatsmännern als willkommene Mittel benutzt werden konnte, gegen Deutschland bei Japan zu Bündnisangeboten ausgehört zu werden. Solche Ahnung bezüglich ihm selbst dann nicht, wenn er bemerkte, daß er in dem ersten Besuche für die Verwählung der Japaner gestimmt hatte, in einem anderen Briefe seine Verwunderung über diplomatisches Engagements gegenüber denselben Japaner ausprücht.

Für seine Auffassung über die Legitimität ist aber besonders charakteristisch sein Verhältnis zu den Franzosen. Der Hinweis auf France und Valet, die auf dem Thron sitzen, der eigentlich den Bourbonen gebührt, ist nicht bloß von dem Wunsch diktiert, den Jaren einzufangen, die der Kaiser allen jenen entgegenbringt, die wie er an einer späteren Briefstelle sagt, „nicht Fröhren oder Kaiser sind“. Das religiöse Empfinden des Kaisers hätte es sicherlich nicht zugelassen, auch den niederen Menschen an sich anders zu werden, als einen Prinzen. Aber die Gabe des höchsten Intellekts und der höchsten Vertrauenswürdigkeit, die konnte nur durch die Vorsehung, nur durch das äußerlich sichtbare Zeichen des Vorranges der Geburt verliehen werden. Die französische Politik des Kaisers zeigt besonders deutlich jenen eigenartigen Überdruck, der Wilhelm II. als Politiker gekennzeichnet hat: Er sah die Welt nicht in erster Linie aus dem Umfange zu erklären, daß der Kaiser selbst zur Gegenwart und daß er politisch gegenstände schreibt. Der Ton ist es, der hier die persönliche Regimentsmüßigkeit macht. Gerade einzelne gelegentliche Äußerungen wiegen hier besonders schwer, die ohne jede Absicht und ohne jede Vorse hingefahren, die derartige Kaiser von seiner Allmachtstellung im Staat geholt hat. Er bewußt sich nie auf den Kaiserlich seiner verantwortlichen Staatsmänner, die für ihn auszuführende Organe sind. Er ordnet an, was „mein Onkel der Kaiser“, im Reichstag zu sagen darf. Er legt die Richtlinien für Politik selbstherrlich fest. Man könnte annehmen, daß es sich hier nur um ein beabsichtigtes Aufreden seiner Befehle nach auch hin handeln sollte, wenn er mit dem Jaren vornehmte, dem Selbstherrlicher aller Reußen, von dem er wie ein Gleicher gehalten werden wollte. Aber es ist ja leider aus Tausenden von Einzelbeispielen bekannt, die die Regierungspolitik Wilhelms II. geliefert hat, die solche Aufstellung wiederlegen. Bei der Letztliche dieser Briefe findet man sie und da ein gewisses Gefühl des Bedauerns, daß nicht auch jedesmal die Antworten des Jaren mitbewusstlich werden können. Aber auch ohne diese Antworten zu kennen, gewinnt man nicht selten den Eindruck, daß der Zar, der nach der Theorie von der höchsten Gewalt des Herrschers umfendet war, sich viel weniger unabhängig von seinen Ministern und von den politischen Strömungen seines Landes fühlte als ein Vetter in Deutschland, der durch eine Konstitution und außerdem noch durch seine Eigenschaften als erster unter allen gleichgestellten deutschen Fürsten gebunden war.

Diese Grundausstattung des Kaisers ist auch verhängnisvoll für seine Politik auf der Welt. Die deutsche Politik, die er auf der Welt führte, war im Grunde genommen eine Politik der Verantwortung, die ihm befahl, sich mit allen seinen Briefen immer wieder hervorzuheben, ist ihm gewiß nie die Vorstellung gekommen, daß die Völker der Monarchen wegen da seien. Im Gegenteil: der Monarch ist, wie er es aufsaß, von Gott zu verbernden. Etwas Selbstm-Welches liegt in der Luft, die gewaltigen Schneemassen kommen allmählich ins Schmelzen, die Wasserläufe brechen sich Bahn und bringen mit ihrem Rauschen wieder einen kräftig dominierenden Ton in das schweigende Weid. Und andere müde Schmelzende werden auch, denn es sind die Tage der Witterende, des frühlingstürmens. Der aus Weidland kommende „Schneeruf“, der Föhn, durch den blühend und flühend den Föhn und schüttelt die Bäume, daß ihre weisse Laib gerührt und das morose Weid trübselig zu Boden fällt, es zermüßt mit seinem warmen Atem des Silbns den Schnee und lodert ihn an den feilen Dägen schmelzen so, daß er selber wie ein Weiden kommt. Wird die Bewegung nicht schon im Anfang gehemmt, so nimmt sie mit rasender Schnelligkeit ihren Lauf: donnernd und bröhrend, alle Hindernisse, wie Bäume und Felsblöcke, mit sich reißend, flüßt die Lawine unaufhaltsam zu Tal. Weid dem Alpenhaus, das einer Grund- oder Schlagschlamme im Wege steht! Es wird gewöhnlich schon durch die voranflühenden Luftbrud gerührt, und die toloffenen Schneemassen rollen dann mit unbeschwerter zermalmender Kraft wie eine Woge über die Trümmer hinweg.

(Schluß folgt.)

# Die Kaiserbriefe.

Von Georg Bernhard.

berufen, der Führer seines Volkes zu sein, und ihm bis zur Selbstaufopferung zu dienen. Aber der von der Vorlesung mit solcher Pflicht belehnte vereinigt in sich alle Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen des Volkes in höchster Vollendung und Weisheit. Und deshalb kann das Schicksal des Volkes nach den Zielen, die dem Herrscher vorgeschrieben, gelenkt und ganz selbstverständlich nur unter dem Gesichtswinkel jener Interessen beurteilt werden, die den Monarchen beherzigen.

Wilhelm II. war von nichts so durchdrungen als davon, daß legitimistische Gottesanbeter und die Religion — das heißt, sein eigener christlicher Glaube — die unangenehmste jeder Ordnung und Gerechtigkeit seien. Diese Lebenshaltung ist gewiß wie jede ethische Gesinnung im höchsten Maße achtenswert. Dem deutschen Kaiser aber wurde die zur Grundfrage der Politik, die Vereinigung und die Sympathie, die daraus entspringen, fürden ihm das Weltbild so sehr, daß er die realen Faktoren, die in den wirtschaftlichen Interessen und Machtverhältnissen lagen, überhaupt nicht wahrnehmen oder doch nicht geüßred einsehen konnte. Die in ihren Folgen überaus verhängnisvolle staatsrechtliche Politik des Kaisers ertürrt sich vor allem dadurch, daß er gelbe und weiße Haffe, Christentum und Buddhisimus, christlich als unüberbrückbare Gegensätze empfand. Es kam ihm niemals bei, daß andere Monarchen und insbesondere ihre Staatsmänner niemals anders empfinden konnten, und er hat wohl niemals geahnt, daß die Zeichnung, die Kaiserlich signierte und die die Völker Europas zur Wahrung ihrer legitimen Rechte aufrief, von ebenfalls christlichen Monarchen und gleichfalls christlichen Staatsmännern als willkommene Mittel benutzt werden konnte, gegen Deutschland bei Japan zu Bündnisangeboten ausgehört zu werden. Solche Ahnung bezüglich ihm selbst dann nicht, wenn er bemerkte, daß er in dem ersten Besuche für die Verwählung der Japaner gestimmt hatte, in einem anderen Briefe seine Verwunderung über diplomatisches Engagements gegenüber denselben Japaner ausprücht.

Für seine Auffassung über die Legitimität ist aber besonders charakteristisch sein Verhältnis zu den Franzosen. Der Hinweis auf France und Valet, die auf dem Thron sitzen, der eigentlich den Bourbonen gebührt, ist nicht bloß von dem Wunsch diktiert, den Jaren einzufangen, die der Kaiser allen jenen entgegenbringt, die wie er an einer späteren Briefstelle sagt, „nicht Fröhren oder Kaiser sind“. Das religiöse Empfinden des Kaisers hätte es sicherlich nicht zugelassen, auch den niederen Menschen an sich anders zu werden, als einen Prinzen. Aber die Gabe des höchsten Intellekts und der höchsten Vertrauenswürdigkeit, die konnte nur durch die Vorsehung, nur durch das äußerlich sichtbare Zeichen des Vorranges der Geburt verliehen werden. Die französische Politik des Kaisers zeigt besonders deutlich jenen eigenartigen Überdruck, der Wilhelm II. als Politiker gekennzeichnet hat: Er sah die Welt nicht in erster Linie aus dem Umfange zu erklären, daß der Kaiser selbst zur Gegenwart und daß er politisch gegenstände schreibt. Der Ton ist es, der hier die persönliche Regimentsmüßigkeit macht. Gerade einzelne gelegentliche Äußerungen wiegen hier besonders schwer, die ohne jede Absicht und ohne jede Vorse hingefahren, die derartige Kaiser von seiner Allmachtstellung im Staat geholt hat. Er bewußt sich nie auf den Kaiserlich seiner verantwortlichen Staatsmänner, die für ihn auszuführende Organe sind. Er ordnet an, was „mein Onkel der Kaiser“, im Reichstag zu sagen darf. Er legt die Richtlinien für Politik selbstherrlich fest. Man könnte annehmen, daß es sich hier nur um ein beabsichtigtes Aufreden seiner Befehle nach auch hin handeln sollte, wenn er mit dem Jaren vornehmte, dem Selbstherrlicher aller Reußen, von dem er wie ein Gleicher gehalten werden wollte. Aber es ist ja leider aus Tausenden von Einzelbeispielen bekannt, die die Regierungspolitik Wilhelms II. geliefert hat, die solche Aufstellung wiederlegen. Bei der Letztliche dieser Briefe findet man sie und da ein gewisses Gefühl des Bedauerns, daß nicht auch jedesmal die Antworten des Jaren mitbewusstlich werden können. Aber auch ohne diese Antworten zu kennen, gewinnt man nicht selten den Eindruck, daß der Zar, der nach der Theorie von der höchsten Gewalt des Herrschers umfendet war, sich viel weniger unabhängig von seinen Ministern und von den politischen Strömungen seines Landes fühlte als ein Vetter in Deutschland, der durch eine Konstitution und außerdem noch durch seine Eigenschaften als erster unter allen gleichgestellten deutschen Fürsten gebunden war.

berufen, der Führer seines Volkes zu sein, und ihm bis zur Selbstaufopferung zu dienen. Aber der von der Vorlesung mit solcher Pflicht belehnte vereinigt in sich alle Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen des Volkes in höchster Vollendung und Weisheit. Und deshalb kann das Schicksal des Volkes nach den Zielen, die dem Herrscher vorgeschrieben, gelenkt und ganz selbstverständlich nur unter dem Gesichtswinkel jener Interessen beurteilt werden, die den Monarchen beherzigen.

Wilhelm II. war von nichts so durchdrungen als davon, daß legitimistische Gottesanbeter und die Religion — das heißt, sein eigener christlicher Glaube — die unangenehmste jeder Ordnung und Gerechtigkeit seien. Diese Lebenshaltung ist gewiß wie jede ethische Gesinnung im höchsten Maße achtenswert. Dem deutschen Kaiser aber wurde die zur Grundfrage der Politik, die Vereinigung und die Sympathie, die daraus entspringen, fürden ihm das Weltbild so sehr, daß er die realen Faktoren, die in den wirtschaftlichen Interessen und Machtverhältnissen lagen, überhaupt nicht wahrnehmen oder doch nicht geüßred einsehen konnte. Die in ihren Folgen überaus verhängnisvolle staatsrechtliche Politik des Kaisers ertürrt sich vor allem dadurch, daß er gelbe und weiße Haffe, Christentum und Buddhisimus, christlich als unüberbrückbare Gegensätze empfand. Es kam ihm niemals bei, daß andere Monarchen und insbesondere ihre Staatsmänner niemals anders empfinden konnten, und er hat wohl niemals geahnt, daß die Zeichnung, die Kaiserlich signierte und die die Völker Europas zur Wahrung ihrer legitimen Rechte aufrief, von ebenfalls christlichen Monarchen und gleichfalls christlichen Staatsmännern als willkommene Mittel benutzt werden konnte, gegen Deutschland bei Japan zu Bündnisangeboten ausgehört zu werden. Solche Ahnung bezüglich ihm selbst dann nicht, wenn er bemerkte, daß er in dem ersten Besuche für die Verwählung der Japaner gestimmt hatte, in einem anderen Briefe seine Verwunderung über diplomatisches Engagements gegenüber denselben Japaner ausprücht.

Für seine Auffassung über die Legitimität ist aber besonders charakteristisch sein Verhältnis zu den Franzosen. Der Hinweis auf France und Valet, die auf dem Thron sitzen, der eigentlich den Bourbonen gebührt, ist nicht bloß von dem Wunsch diktiert, den Jaren einzufangen, die der Kaiser allen jenen entgegenbringt, die wie er an einer späteren Briefstelle sagt, „nicht Fröhren oder Kaiser sind“. Das religiöse Empfinden des Kaisers hätte es sicherlich nicht zugelassen, auch den niederen Menschen an sich anders zu werden, als einen Prinzen. Aber die Gabe des höchsten Intellekts und der höchsten Vertrauenswürdigkeit, die konnte nur durch die Vorsehung, nur durch das äußerlich sichtbare Zeichen des Vorranges der Geburt verliehen werden. Die französische Politik des Kaisers zeigt besonders deutlich jenen eigenartigen Überdruck, der Wilhelm II. als Politiker gekennzeichnet hat: Er sah die Welt nicht in erster Linie aus dem Umfange zu erklären, daß der Kaiser selbst zur Gegenwart und daß er politisch gegenstände schreibt. Der Ton ist es, der hier die persönliche Regimentsmüßigkeit macht. Gerade einzelne gelegentliche Äußerungen wiegen hier besonders schwer, die ohne jede Absicht und ohne jede Vorse hingefahren, die derartige Kaiser von seiner Allmachtstellung im Staat geholt hat. Er bewußt sich nie auf den Kaiserlich seiner verantwortlichen Staatsmänner, die für ihn auszuführende Organe sind. Er ordnet an, was „mein Onkel der Kaiser“, im Reichstag zu sagen darf. Er legt die Richtlinien für Politik selbstherrlich fest. Man könnte annehmen, daß es sich hier nur um ein beabsichtigtes Aufreden seiner Befehle nach auch hin handeln sollte, wenn er mit dem Jaren vornehmte, dem Selbstherrlicher aller Reußen, von dem er wie ein Gleicher gehalten werden wollte. Aber es ist ja leider aus Tausenden von Einzelbeispielen bekannt, die die Regierungspolitik Wilhelms II. geliefert hat, die solche Aufstellung wiederlegen. Bei der Letztliche dieser Briefe findet man sie und da ein gewisses Gefühl des Bedauerns, daß nicht auch jedesmal die Antworten des Jaren mitbewusstlich werden können. Aber auch ohne diese Antworten zu kennen, gewinnt man nicht selten den Eindruck, daß der Zar, der nach der Theorie von der höchsten Gewalt des Herrschers umfendet war, sich viel weniger unabhängig von seinen Ministern und von den politischen Strömungen seines Landes fühlte als ein Vetter in Deutschland, der durch eine Konstitution und außerdem noch durch seine Eigenschaften als erster unter allen gleichgestellten deutschen Fürsten gebunden war.

berufen, der Führer seines Volkes zu sein, und ihm bis zur Selbstaufopferung zu dienen. Aber der von der Vorlesung mit solcher Pflicht belehnte vereinigt in sich alle Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen des Volkes in höchster Vollendung und Weisheit. Und deshalb kann das Schicksal des Volkes nach den Zielen, die dem Herrscher vorgeschrieben, gelenkt und ganz selbstverständlich nur unter dem Gesichtswinkel jener Interessen beurteilt werden, die den Monarchen beherzigen.

Wilhelm II. war von nichts so durchdrungen als davon, daß legitimistische Gottesanbeter und die Religion — das heißt, sein eigener christlicher Glaube — die unangenehmste jeder Ordnung und Gerechtigkeit seien. Diese Lebenshaltung ist gewiß wie jede ethische Gesinnung im höchsten Maße achtenswert. Dem deutschen Kaiser aber wurde die zur Grundfrage der Politik, die Vereinigung und die Sympathie, die daraus entspringen, fürden ihm das Weltbild so sehr, daß er die realen Faktoren, die in den wirtschaftlichen Interessen und Machtverhältnissen lagen, überhaupt nicht wahrnehmen oder doch nicht geüßred einsehen konnte. Die in ihren Folgen überaus verhängnisvolle staatsrechtliche Politik des Kaisers ertürrt sich vor allem dadurch, daß er gelbe und weiße Haffe, Christentum und Buddhisimus, christlich als unüberbrückbare Gegensätze empfand. Es kam ihm niemals bei, daß andere Monarchen und insbesondere ihre Staatsmänner niemals anders empfinden konnten, und er hat wohl niemals geahnt, daß die Zeichnung, die Kaiserlich signierte und die die Völker Europas zur Wahrung ihrer legitimen Rechte aufrief, von ebenfalls christlichen Monarchen und gleichfalls christlichen Staatsmännern als willkommene Mittel benutzt werden konnte, gegen Deutschland bei Japan zu Bündnisangeboten ausgehört zu werden. Solche Ahnung bezüglich ihm selbst dann nicht, wenn er bemerkte, daß er in dem ersten Besuche für die Verwählung der Japaner gestimmt hatte, in einem anderen Briefe seine Verwunderung über diplomatisches Engagements gegenüber denselben Japaner ausprücht.

Für seine Auffassung über die Legitimität ist aber besonders charakteristisch sein Verhältnis zu den Franzosen. Der Hinweis auf France und Valet, die auf dem Thron sitzen, der eigentlich den Bourbonen gebührt, ist nicht bloß von dem Wunsch diktiert, den Jaren einzufangen, die der Kaiser allen jenen entgegenbringt, die wie er an einer späteren Briefstelle sagt, „nicht Fröhren oder Kaiser sind“. Das religiöse Empfinden des Kaisers hätte es sicherlich nicht zugelassen, auch den niederen Menschen an sich anders zu werden, als einen Prinzen. Aber die Gabe des höchsten Intellekts und der höchsten Vertrauenswürdigkeit, die konnte nur durch die Vorsehung, nur durch das äußerlich sichtbare Zeichen des Vorranges der Geburt verliehen werden. Die französische Politik des Kaisers zeigt besonders deutlich jenen eigenartigen Überdruck, der Wilhelm II. als Politiker gekennzeichnet hat: Er sah die Welt nicht in erster Linie aus dem Umfange zu erklären, daß der Kaiser selbst zur Gegenwart und daß er politisch gegenstände schreibt. Der Ton ist es, der hier die persönliche Regimentsmüßigkeit macht. Gerade einzelne gelegentliche Äußerungen wiegen hier besonders schwer, die ohne jede Absicht und ohne jede Vorse hingefahren, die derartige Kaiser von seiner Allmachtstellung im Staat geholt hat. Er bewußt sich nie auf den Kaiserlich seiner verantwortlichen Staatsmänner, die für ihn auszuführende Organe sind. Er ordnet an, was „mein Onkel der Kaiser“, im Reichstag zu sagen darf. Er legt die Richtlinien für Politik selbstherrlich fest. Man könnte annehmen, daß es sich hier nur um ein beabsichtigtes Aufreden seiner Befehle nach auch hin handeln sollte, wenn er mit dem Jaren vornehmte, dem Selbstherrlicher aller Reußen, von dem er wie ein Gleicher gehalten werden wollte. Aber es ist ja leider aus Tausenden von Einzelbeispielen bekannt, die die Regierungspolitik Wilhelms II. geliefert hat, die solche Aufstellung wiederlegen. Bei der Letztliche dieser Briefe findet man sie und da ein gewisses Gefühl des Bedauerns, daß nicht auch jedesmal die Antworten des Jaren mitbewusstlich werden können. Aber auch ohne diese Antworten zu kennen, gewinnt man nicht selten den Eindruck, daß der Zar, der nach der Theorie von der höchsten Gewalt des Herrschers umfendet war, sich viel weniger unabhängig von seinen Ministern und von den politischen Strömungen seines Landes fühlte als ein Vetter in Deutschland, der durch eine Konstitution und außerdem noch durch seine Eigenschaften als erster unter allen gleichgestellten deutschen Fürsten gebunden war.

# Winter im Hochgebirge.

Von Viktor Ottmann.

Das weiß denn der Großstadtbewohner vom Winter? Er kennt ihn ja meistens nur in seiner equisidlichen Gestalt, als einen verdrüßlichen Doppelhunder mit Schamfingern und ewigen Hüßeln. Hier bis fünf Monate nasser Jammer, Nebel, Regen, Schnee und wiederum Regen, auf den Entzagen ein zäher Schlamm, für dessen Kennzeichnung es kaum einen parlamentarisch zulässigen Ausdruck gibt, und im menschlichen Körper alle Unhöde des „Wsten Grippe“ entseßt — das ist unser üblicher Großstadtwinter. Rafft er sich, so am Mitte Januar, entlich einmal zu einer Periode feiner, klaren Frostweeters auf, damit die Gießschneepäcker und die schilfschulpaubende Jugend doch nicht ganz laß ausgeben, so fällt das Berggänger gewöhnlich nicht lange an, und die weiß, glitzernde Pracht verweandelt sich bald wieder in den kalten betannnen braunen Matsch. Aber was hat uns das in der schönen Zeit vor dem Kriege geblüht? Da hatten wir so viele Mittel zur Hand, dem griesgrämigen, alten Dursten Trost zu bieten. Wir sahen, ohne ängstlich auf den Rosenverbrauch zu achten, im mollig erwärmten Zimmer, wir hüllten uns in Wolle und Fell, tranken aus Holstein, Kroat und Rum einen herrlichen Punsch, der wie flüssiges Feuer die Wern durchmann, bele-

hersterten uns an Weidmählgänsen, Silberkerpen, an Pfefferfuchsen und Marzipan und hundert anderen guten Dingen, wir hatten geistige und gefellere Freuden und Lustbarkeiten aller Art, den Tanz und den heiteren Mummenschanz des Karnevals — ach, wie reich anfer Winter damals war, das kommt uns zu heute erst so recht zum Bewußtsein. Da fiel es nicht schwer, sich über die unwürdigen Launen des Alten hinwegzusetzen.

Nach etwas anderem hatte uns Großstädter vor dem Kriege den Winter sympatisch gemacht, und seine Schönheit leichter ertragenlassen: die Möglichkeit, ihn für kurze oder längere Zeit durch aufsuchen zu können, wo er wirklich als echter Winter haust, im hochgelegenen Gebirgsgebiet. Die neu aufgekommene Mode der „Winterreisen“ konnte man sich gefallen lassen, auch wenn man sonst nicht viel von mobilgen Dingen hielt. Welcher Schmeißer hat wohl als erher den glücklichen Einfall gehabt, sein Geisigshotel auch im Winter offen zu halten? Ich weiß es nicht, aber jedenfalls war es nicht nur ein tüchtiger Geschäftsmann, sondern auch ein Menschenfreund, der sich um die Gesundheit und das Wohlergehen zahlloser Gädler große Verdienste erworben hat. Wer es nur ein einziges Mal am eigenen Leibe er-

probte, wie gut ein paar Tage zwischen tief verschneelten Bergen tun, wie die reine Schneelust das fröhe schließende Auf in schnelleren Kreislauf versetzt und fast Wangen die Farbe der Gesundheit gaubert, der ward zum begeisterten Anhänger der neuen Heilweise und zog eine weidhe Woche im winterlichen Hochland dem zweifelhafte Genusse eines berragenden Sommerferienwosche entschieden vor. Es brauchte ja nicht gleich Tirol oder die Schweiz zu sein. Auch der Datz, der Tauuus, Speffart, das Kältegebirge, der Wüßinger Wald, der Schwarzwald usw., bringen eine Fülle des Winterlich-Schönen und holen von Neujahr ab fast regelmäßig eine geläuteten hohe Schneedecke zur Beilegung von Winterport aller Art. Nach diesem Wort der Kräftigung und des Wohlbehagens ist, unferne untröste Gegenwart nicht doll, genau so, wie sie von Feuerangewandten, düstenden Heilkräutern, Pfannkuchen, Falschingsfreuden nichts wissen will. Sie legt dem Besuch von Winterorten und der Ausübung von Winterport im Gebirge so viele Hindernisse in Gestalt von Bergeleiden und Teuerung in den Weg, daß Gebirgsgehörige zur Zeit dergeßlich auf ihre früheren Stammgäste warten. Da bleibt also dem Schmerzgeprüften guten Deutschen nicht weiter

Offenbach als Syndikast.

Die französischen Zeitungen bemerken sich, Aneddoten von Offenbach wackere rufen. Während die Pariser Schaulustler sich geräuschvoll dem Syndikastismus ergeben, ist es interessant — wie der Figaro es tut — die Offenbach-Biographie durchzuführen, um zu entbeden, daß der Verfasser der „Schönen Helena“ vor langen Jahren auch schon auf Syndikastien stieß. Im Jahre 1876 gab er sein erstes Konzert in New York. Heber die Auskennungsbekundung, die er dort mit seinem Orchester hatte, berichtet er in seinen Erinnerungen: „Die Musiker haben hier eine große und mächtige Organisation. Sie sind in einem Verband vereint, außerhalb dessen es keine Vereinigung gibt. Jeder Angehörige eines Orchesters muß eingeschrieben sein. Die Mitglieder des Orchesters sind verpflichtet, sich dem Syndikat anzuschließen. Ich habe mit mein Orchester erobert.“